

Dorett Funcke/Bruno Hildenbrand

# **Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie**

2009

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold	Prof. Dr. Kersten Reich
Prof. Dr. Dirk Baecker	Prof. Dr. Wolf Ritscher
Prof. Dr. Bernhard Blanke	Dr. Wilhelm Rotthaus
Prof. Dr. Ulrich Clement	Prof. Dr. Arist von Schlippe
Prof. Dr. Jörg Fengler	Dr. Gunther Schmidt
Dr. Barbara Heitger	Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp	Jakob R. Schneider
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand	Prof. Dr. Jochen Schweitzer
Prof. Dr. Karl L. Holtz	Prof. Dr. Fritz B. Simon
Prof. Dr. Heiko Kleve	Dr. Therese Steiner
Dr. Roswita Königswieser	Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin
Prof. Dr. Jürgen Kriz	Karsten Trebesch
Prof. Dr. Friedebert Kröger	Bernhard Trenkle
Tom Levold	Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler
Dr. Kurt Ludewig	Prof. Dr. Reinhard Voß
Prof. Dr. Siegfried Mrochen	Dr. Gunthard Weber
Dr. Burkhard Peter	Prof. Dr. Rudolf Wimmer
Prof. Dr. Bernhard Pörksen	Prof. Dr. Michael Wirsching

Umschlaggestaltung: Goebel/Riemer

Umschlagbild: »Die Familie«, 2008, © Martin Maria Strohmayer

Satz: Verlagsservice Hegele, Heiligkreuzsteinach

Printed in the Netherlands

Druck und Bindung: Koninklijke Wöhrmann, Zutphen

Erste Auflage, 2009

ISBN 978-3-89670-673-7

© 2009 Carl-Auer-Systeme Verlag, Heidelberg

Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren  
und zum Verlag finden Sie unter: [www.carl-auer.de](http://www.carl-auer.de).

Wenn Sie Interesse an unseren monatlichen Nachrichten  
aus der Häusserstraße haben, können Sie unter  
<http://www.carl-auer.de/newsletter> den Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag  
Häusserstraße 14  
69115 Heidelberg  
Tel. 0 62 21-64 38 0  
Fax 0 62 21-64 38 22  
[info@carl-auer.de](mailto:info@carl-auer.de)

tors«) (5), und Paare, die sich erst im Verlauf ihrer Biografie für ein Leben ohne Kinder entscheiden (»Postponers«) (6). Angesichts dieser Komplexität ist eine Bestimmung der Kinderlosigkeit über die einfache Präzisierung nach »gewollter« und »ungewollter« Kinderlosigkeit nicht zuletzt deshalb problematisch, weil unklar ist, ob der Anstieg der Zahl kinderloser Paare auf gewollte oder ungewollte Kinderlosigkeit zurückgeht. Zeigen doch einige Studien (Carl 2002; Schneider 1994), dass der dauerhaft aufgeschobene Kinderwunsch häufig zur Kinderlosigkeit führt, wenn nämlich gegen Ende des gebärfähigen Alters die Wahrscheinlichkeit steigt, dass medizinische Gründe eine späte Mutterschaft verhindern. So vermischen sich freiwillige und unfreiwillige Ursachen der Kinderlosigkeit. Nave-Herz spricht in diesem Zusammenhang von »verhinderten Familien« (Nave-Herz 1988). Für sie wird der unfreiwillige Verzicht auf Nachkommen besonders dann zu einer Belastung, wenn der Hauptgrund für die Eheschließung die Kindorientierung gewesen ist. Oft leiden die Frauen in solchen Paarbeziehungen unter einem gestörten Selbstwertgefühl, depressiven Stimmungen und Stress, und nicht selten sehen die betroffenen Paare eine Therapie als ihre letzte Chance, obwohl sie über deren geringe Erfolgsaussichten Bescheid wissen.

Aus der erwähnten Typologie der Kinderlosigkeit greifen wir nun folgende Fälle heraus: ein Paar, das sich bewusst gegen Kinder entschieden hat; ein Paar mit einer langen Geschichte reproduktionsmedizinischer Versuche bei biologisch bedingter Kinderlosigkeit; und ein Paar, das aus biologischen Gründen unfreiwillig kinderlos ist und sich dafür entschieden hat, einen Paarentwurf jenseits der Familie zu realisieren.

## Bewusste Kinderlosigkeit

Zunächst einige Stichworte zur Geschichte bewusster Kinderlosigkeit. Die freiwillige, bewusste Entscheidung, keine Kinder zu bekommen, ist historisch gesehen eine Ausnahmeerscheinung. Die Grundstruktur der bisherigen Gesellschaftsordnungen sah einen *pater familias* vor und eine Ehefrau als Mutter für seine Nachkommen. Kinderlosigkeit ging auf jeden Fall mit dem Verzicht auf Heirat und häufig mit der Ausübung einer religiösen Tätigkeit einher. Kinderlos waren zum Beispiel die Tempeljungfrauen bei den alten Römern

oder Germanen, die Nonnen und Mönche der christlichen Klöster. Ferner galten zu bestimmten Zeiten für Männer in einigen Berufsständen Heiratsverbote, etwa für Knechte, Gesellen und Offiziere. Da in solchen Fällen die Kinderlosigkeit von außen bestimmt war, kann man hier nicht von gewollter Kinderlosigkeit sprechen. Es geht um eine zu Gunsten anderer Interessen in Kauf genommene Kinderlosigkeit. Die Möglichkeit der bewusst gewählten kinderlosen Ehe ist ein neuartiges gesellschaftliches Phänomen. Umgekehrt wird Elternschaft in der Moderne auf Grund von Individualisierungsprozessen, von modernen Frauenkarrieren und auf Grund einer neuen »Liebe zur Arbeit« (vgl. Hochschild 2002) zum Planungsprojekt und ist von zunehmend ausgefeilten technischen, insbesondere reproduktionsmedizinischen Möglichkeiten abhängig – wir werden das später an einem weiteren Beispiel illustrieren. Jetzt also das Beispiel zur gewollten Kinderlosigkeit.

Das Ehepaar Hagen wohnt in einer kleinen Wohnanlage in einem Außenbezirk von Köln. Schon seit Jahren träumen die beiden von einer geräumigen Eigentumswohnung, »schön mit Parkettboden«, in der jeder von ihnen ein eigenes Arbeitszimmer hat. Am Geld liege es nicht, dass sie immer noch hier wohnen, so Herr Hagen. Aber sich an einem Samstag auf irgendwelchen windigen Baustellen mit irgendwelchen windigen Maklern herumzuschlagen, dafür fehlten ihnen auf Grund ihrer anspruchsvollen und zeitintensiven Berufsausübung kräftemäßig die Ressourcen. So ist es bisher nach kleinschrittigen Orientierungsbemühungen nicht zum Kauf gekommen.

Herr Hagen hat eine akademische Karriere absolviert, die Eigeninitiative und Motivation, ein beträchtliches Maß an Selbstdisziplin und die Fähigkeit voraussetzte, unsichere Beschäftigungsverhältnisse und finanzielle Engpässe auszuhalten. Eine Dauerstelle hat er erst spät bekommen, aber er sagt, einen schöneren Beruf als seinen könne er sich nicht vorstellen. Auch Frau Hagen hat einen leistungsintensiven Lebensentwurf vorzuweisen. Sie komme aus einfachen Verhältnissen, wie sie uns erzählt, und habe sich über eine anspruchsvolle Bildungs- und Berufskarriere den Eintritt in die Kultur der freien Berufe geebnet. Ihre Mutter hätte diesen Beruf gerne selbst ausgeübt, aber die Kinder, die sie nach einer anfänglich kinderlosen Ehe dann doch noch bekommen habe, hätten eine Berufsausbildung verunmöglicht. Die Mutter wurde also Hausfrau und versorgte drei Kinder, der Vater ging arbeiten:

»Den haben wir gar nicht gesehen. Der ist morgens um sieben aus dem Haus gegangen oder um sechs und am Abend um 21 Uhr wiedergekommen. Meine Mutter, die zu Hause war, hat das Geld zugeteilt bekommen von meinem Vater, was ich ganz furchtbar fand. Also das ist für mich etwas, wo von klein auf bei mir der Wunsch war, du wirst nie in deinem Leben von einem Mann finanziell abhängig sein. Und das hat unsere Mutter uns Kindern auch auf den Weg gegeben.«

Deutlich wird an dieser Erzählung, wie durch den mütterlichen Lebensweg nicht realisierter Berufswünsche die eigene Bildungsgeschichte vorgeprägt ist. Frau Hagen entscheidet sich für einen Lebensentwurf, der den der Mutter korrigiert. Das gelingt ihr, indem sie auf eine eigene Familie mit Kindern verzichtet und stellvertretend für die Mutter den beruflichen Aufstieg realisiert.

Ferner hat Frau Hagen auch einen uneingelösten väterlichen Lebensplan verwirklicht. Nach dem Krieg wollten die Eltern in den westlichen Teil Deutschlands gehen.

»Und dann war ich unterwegs, 1960, und meine Mutter hat gesagt, nein, jetzt bringt sie das Kind erst auf die Welt. Dann hat sie gesagt, das Kind ist noch zu klein, jetzt warten wir noch ein Jahr – dann war die Grenze zu. Und mein Vater hat das lange nicht verkraftet, dass er im Osten bleiben musste. Und wer ist dran schuld: die Kinder.«

An Frau Hagens Biografie wird deutlich, dass das berufsbezogene Paarleben ohne Kinder eine Konsequenz aus der Entscheidung ist, den eigenen Lebensentwurf in der Auseinandersetzung mit den nichtrealisierten Möglichkeiten der Eltern zu gestalten. Wie passt das zum Lebensentwurf von Herrn Hagen, dem Partner?

Herr Hagen ist in Westdeutschland aufgewachsen und Einzelkind. Er erzählt, dass seine Eltern »überhaupt nicht zusammengesamt haben und seit ewigen Zeiten getrennt leben«. Er scheint einen Lebensentwurf zu haben, den er als Gegenentwurf zu dem seiner Eltern gestaltet. Er habe einige Dinge völlig anders aufgezogen, als er das von zu Hause gelernt habe, »ohne Garantie, dass so was klappt«. Im Einzelnen führt er aus:

»Die Entscheidung, keine Kinder zu haben, ist bei mir schon ganz früh gefallen. Ich kann mit Kleinkindern nicht, die ein bestimmtes Alter unterschreiten. Dieses Gekotze, Gescheiße und Gepisse, das ist es, was ich nicht abkann. Ich habe einen unendlichen Ekel und Abscheu vor diesen kleinen Lebewesen, die andere süß finden. Ich kann nicht beim besten Willen. Ich

bin Ästhet, und das seit meiner frühen Kindheit. Da ist bei mir nichts zu machen, und ich vermisse es auch nicht, und ich will es auch nicht haben. Keine Chance.« Er habe auch nicht den Eindruck, etwas in seinem Leben verpasst zu haben. Und zu seiner Frau gewendet: »Du gefällst mir heute ganz besonders, und da fehlt irgendwie nix. Also, das ist komplett.«

Bei Frau Hagen ist die Entscheidung gegen Kinder erst gefallen, als sie verheiratet und in den Westen gegangen war. Ihre Partnerschaft beschreibt sie als Partnerschaft, in der auch sie nichts vermisse. In ihrem Beruf sei sie tagsüber sehr ausgelastet, und »die wenige Freizeit, die wir haben, gestalten wir zusammen, und da fehlt mir momentan nichts«.

Auch habe sie das bis zum »heutigen Tage eigentlich nicht bereut, keine Kinder zu haben, wenn man mich als Frau fragt, ob ich Kinder habe. Und wenn Robert unbedingt hätte Kinder haben wollen, hätte ich das auf mich genommen und hätte vielleicht auch Kinder. Aber so war klar, ihm liegt nicht viel dran, und ich wollte auf jeden Fall meinen Job behalten.«

Es wird deutlich, dass die Entscheidung gegen Kinder bzw. gegen Elternschaft von Frau Hagen nicht von Anfang an so endgültig getroffen werden konnte, sondern auf der Grundlage einer Abwägung von beruflichen und familialen Werten gefällt wurde. Bevor sie ihren Mann kennengelernt habe, seien Kinder für sie selbstverständlich gewesen, sie selbst wie auch ihre Schwestern seien so erzogen worden, und auch alle ihre Kommilitoninnen hätten Kinder bekommen.

»Und dann habe ich Robert kennengelernt, der wollte nie heiraten, und ich wusste auch schon, dass er keine Kinder mag.« In Ungarn, so erzählt Herr Hagen die Geschichte weiter, »auf einem Zeltplatz, nach einem misslungenen Fluchtversuch nach Österreich, wollte sie mit mir Schluss machen, weil das Ganze eh keinen Sinn hat, und ich dachte, das Ganze ist irgendwie schon toll, und ich hatte schon Wochen vorher überlegt, dich eventuell rauszuheiraten, und habe das irgendwie so formuliert: Wenn du nix dagegen hättest, würde ich mir vorstellen können, dass wir heiraten. Aber eines müsse ich dir schon sagen, eine Einschränkung hätte ich, Kinder würde ich wohl nicht wollen.« An diesem Tag in Ungarn habe er die Form ihres Zusammenlebens festgelegt: ein Zusammenleben ohne Kinder. Er habe mit dem Vorschlag zu heiraten ein Angebot gemacht, »und du hast es ratifiziert«. Frau Hagen: »Ich habe immer gedacht, wir kriegen das in Griff.«

Letztendlich geht es hier aber um einen Wertekonflikt zwischen Familie und Berufstätigkeit, der auf Kosten der Elternschaft entschie-

den wird. Frau Hagen berichtet, dass sie schon in der DDR sehr viel in ihrem Beruf gearbeitet habe:

»Ich hab mein eigenes Geld verdient und stand auf eigenen Füßen. Plötzlich komme ich in den westlichen Teil Deutschlands, verdiene kein Geld mehr, und mein Mann gibt mir das Geld.«

Nach zweieinhalb Monaten hat Frau Hagen wieder eine Stelle in ihrem Beruf. Eine Konsequenz der Erfahrung von Abhängigkeit und Unselbständigkeit, die nicht zuletzt die Erinnerung an die Geschlechterbeziehungsmuster ihrer Eltern wachgerufen hat, ist: nie wieder

»in meinem Leben arbeitslos sein zu wollen durch irgendwelche Umstände. Ich musste mich in meinem Beruf, in dem hauptsächlich Männer arbeiten, sehr hart durchbeißen. Wenn ich als Frau dort ausgestiegen wäre, hätte ich nie wieder Fuß gefasst. Für mich war klar, Kinder kommen für mich nicht in Frage.«

Mit zähem Ehrgeiz und über verschiedene berufliche Spezialisierungen verfolgt Frau Hagen eine Laufbahn, die den Berufsumständen ihres Mannes vergleichbar ist und zu chronischer Zeitknappheit führt. Kinderlosigkeit wird infolge der beruflichen Entwicklung als eine unvermeidliche Konsequenz akzeptiert. Nur der vollständige Verzicht auf eigene Kinder garantiert, dass sie den Leistungsanforderungen ihrer – wie Herr Hagen es ausdrückt – »totalitären Berufe« gerecht werden können. Die beiden sind der Auffassung, dass es auf Grund ihrer beruflichen Karrieren nicht einfach bzw. nicht möglich sein würde, auf die affektiven Bedürfnisse eines Kindes einzugehen.

»Ich bin durch meinen Beruf so ausgefüllt«, berichtet Frau Hagen, »dass Kinder bei mir keinen Platz haben. Ich hätte auch keine Kraft mehr, denn ich muss auch nachts sehr viel arbeiten, und wenn ich dann morgens nach Hause komme oder vormittags und es kommt dann, mal angenommen, ein kleines Kind, man macht die Tür auf: ›Mama«, und man will einfach nur ins Bett, die Kraft hätte ich nicht.«

Da einem Kind viel Aufmerksamkeit, Geduld, Fürsorge und Liebe, Verständnis und Wohlwollen entgegengebracht werden müsse, seien sie mit ihrem Lebensstil »eine Zumutung für das Kind«, so Herr Hagen. So entscheiden sich die beiden, da keiner von ihnen auf die beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten verzichten will, für das Modell

einer individualisierten Partnerschaft, die sich auf die beiden Lebensbereiche Arbeit und Freizeit konzentriert.

Nach Durchsicht des gesamten Gesprächs mit Herrn und Frau Hagen erkennt man, dass es den beiden gelingt, eine stimmige Synthese herzustellen, die verschiedene Lebenszeiten umfasst. Deutlich werden auch entscheidende Strukturmerkmale der Zweierbeziehung, nämlich die Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte und ihre Abstimmung auf den anderen. Des Weiteren zeigt das Paar eine hohe Sensibilität im Umgang mit dem Problem der Aufrichtigkeit und des Vertrauens:

»Also, es gibt Familien, da wird geschwiegen, das machen wir überhaupt nicht. Als wir da auf dem Standesamt gestanden sind, da drüben in der DDR, am 18. November 1989, die Mauer stand schon offen, da haben wir uns vorgenommen, wenn es schwierig ist oder wir Klärungsbedarf haben, dass wir reden.«

Und es lässt die für jede Zweierbeziehung spezifische Besonderheit erkennen, dass die starke Inanspruchnahme von Identität und Gestaltungsoffenheit in der Autonomie des Paares liegt bzw. der Partnerschaft einen Gestaltungszwang zumutet.

»Zum Beispiel«, so Herr Hagen, »die Art und Weise, wie wir Freizeit gestalten. Ich fahre z. B. tierisch gern Fahrrad. Geht mit dir aber nicht, weil ich dreimal schneller bin. Also haben wir rausgefunden: Wandern ist es. In den Bergen herumkraxeln, das ist es. Und das wird dann eben ganz locker ausprobiert. Das eine klappt nicht so, aber das andere ist ganz toll, und das, würd ich meinen, ist eine der großen Stärken unserer Partnerschaft.«

So tritt an die Stelle des Kindes, dem in der familialen Interaktion die soziale Funktion der Beschwörung von Kontinuität zufällt, eine ausgeprägte Kommunikation der Gemeinsamkeit als Spiegelbild für affektives Gelingen.

Als Paar schließt sich das Ehepaar Hagen zwar eng zusammen und grenzt sich nach außen ab, doch fehlt nicht der Bezug auf ein Drittes. Darin liegt ja die Spezifik der erotischen Partnerschaft: dass sie auf ein Drittes drängt, das in der Regel ein Kind ist. Wie aber wird dieses Dritte in einer Partnerschaft realisiert, die explizit darauf gegründet ist, dass das Paar kinderlos bleibt? Es werden Kinder quasi ausgeliehen. So sind Herr und Frau Hagen z. B. Paten für Kinder von Eltern, mit denen die beiden verwandt sind. Frau Hagen hat die Kinder ihrer Schwester ein Jahr lang nach der Geburt mit betreut:

»Die waren wie meine eigenen Kinder. Ich habe sie mit gefüttert, mit gebadet, bin nachts aufgestanden und hatte eine sehr enge oder habe heute noch eine sehr enge Beziehung, und natürlich, selbstverständlich sind es meine Patenkinder.«

Herr Hagen hat für seinen Neffen eine entscheidende Sozialfunktion übernommen:

»Als mein Neffe in das Alter kam, wo man studiert, da hat er in mir seinen Mentor gefunden. Mit seinem Vater war er sehr distanziert, und er hatte irgendwie die Probleme, die ich von jungen Leuten aus meinem Beruf kenne. Wie passt man sich so in die Welt ein? Seine Mutter sagt: »Robert, es ist ganz unglaublich, er hat irgendwie seinen Vater völlig verloren, er verachtet ihn auch, aber in dir findet er jemanden, der ihm eine ganz große Stütze und ihm ganz großen Rat und ganz großen Halt gibt.««

Besonders bedeutsam wird Herr Hagen für seinen Neffen während dessen Adoleszenzzeit, in der es um die Loslösung vom Elternhaus und um die Entwicklung eines eigenen Lebensentwurfs geht. Förderung und Unterstützung erfährt der Neffe in Form eines Mentorenmodells, in dem vorgesehen ist, Krisenschritte zu begleiten und biografische Prozesse über kritische Lebensphasen hinwegzusteuern.

So kann man festhalten, dass Frau und Herr Hagen Austauschbeziehungen pflegen, die nicht ganz ohne die semantischen Bezüge von Vaterschaft und Mutterschaft und damit nicht ohne den Bezug auf ein Drittes auskommen. Dieses Dritte muss jedoch bei der Verwandtschaft ausgeliehen (und entsprechend rechtzeitig wieder zurückgegeben) werden.